

# Rede zur Vernissage der Sonderausstellung "Albert Manser, Retrospektive"

Autor(en): **Hersche, Otmar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **45 (2004)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405400>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Rede zur Vernissage der Sonderausstellung «Albert Manser, Retrospektive»

(«Museum Appenzell», 30. September 2002)

Otmar Hersche

Liebe Gertrud, lieber Albert, liebe Fans von Albert Manser

Was soll ich über Albert Manser noch sagen? Von Josef Küng liegt eine eindrückliche Monografie vor. In den 1980er-Jahren hat Dino Larese ein begeistertes Büchlein über unseren Maler publiziert. In grosser Zahl sind Zeitungs- und Zeitschriftenartikel erschienen. Ich habe sie nicht systematisch gesammelt – aber auch so hat sich im Laufe der Zeit ein ansehnliches Manser-Bergli gebildet. Er wurde schon als «guter Mensch von Appenzell» gefeiert – und in einem Aufsatz sogar als «ungekrönter König». Man muss sich das vorstellen: «Mällis-Kalokes-Franze-Franzelis-Albet» ein König – und wir seine Untertanen. Es könnte einem angst und bange werden.

Und jetzt ist das Werk in dieser Ausstellung ausgebreitet. Zwar nicht ganz exakt von Anfang an, aber doch so, dass man die Anfänge spüren kann und von den Anfängen her die Entwicklung: Die Ausweitung der Motive – von der traditionellen Bauernmalerei zu den Stimmungsbildern. Appenzeller Landschaften im Wandel der Jahres- und Tageszeiten. Appenzellisches im Sonnenschein, im Regen,

im Nebel, im Schnee, im Sudelwetter. Bilder aus dem Appenzeller Leben – Stobete, Landsgmeend, Chlösler, Fronleichnam, Chilbi, Viehschau – und allerlei andere (selbstverständlich immer anständige) Lustbarkeiten. Eine grosse Vielfalt ist sichtbar. Die anfänglich flächige Landschaft erhält Tiefe. Die früher etwas «gstabigen» Figuren bewegen und drehen sich. Und vor allem gewinnen die Farben Kraft und Nuancen. Überhaupt die Farben. Manser ist ein



Farbenkünstler, ein Farbenliebhaber – und als solcher in ganz besonderem Masse ein typischer Appenzeller. Für mich ist Appenzell ein Farbenland. Alles ist bunt, in Farben getaucht – die Trachten der Frauen, das «Hääs» der Sennen, der ganze Alpaufzug, – Betten, Truhen und Kästen sind farbig verziert (oder waren sie es in früheren Zeiten), – sogar Esswaren wie «Bibeli» und «Chlausebickli» (also die Appenzeller Grundnahrungsmittel) sind angemalt. Und dann die Häuser in der Hauptgasse. Dabei kann ich die Bemerkung nicht verkneifen, dass die Idee für diese Hausmalerei von einem «Ooswätigen», einem «Frönten» stammte, nämlich von Johannes Hugentobler. Er hatte seinerzeit sogar einige Mühe, seine malerischen Visionen durchzusetzen. Aber die Appenzeller Menschen erkannten bald einmal, dass die farbig-prächtige ihrem Wesen entsprach. Die bemalten Häuser wurden zu etwas «Öserigem», sogar zum Wahrzeichen Appenzells. Sie erscheinen in zahlreichen Bildern von Albert Manser.

Das sei reine Idylle, heile Welt – hiess es vor einiger Zeit in einem säuerlichen Artikel des Zürcher «Tagesanzeiger». Besprochen wurden die Manser-Motive auf den «Pro Juventute»-Marken des Jahres 2000. Wir alle haben die «Bildli» noch in guter Erinnerung: St.Nikolaus, der mit seinem Schmutzli im Pferdeschlitten durch die Gegend gleitet, – Appenzeller «Goofe» beim Schlitteln, – ein keckes «Meedl», das zwei gleichaltrigen «Possli» eine Standpauke hält, – und Albertli, mit Tornister, Regenschirm und «bare Fuess» auf dem Schulweg. Auch ohne «Tagesanzeiger»-Belehrung haben wir gemerkt, dass da eine intakte Welt vermittelt wird. Allerdings ist das nach meiner Auffassung eine Welt mit «Hintersinn». Es ist doch auffallend – diese Bemerkung gilt allgemein – dass gerade in schwierigen Zeiten, in Zeiten des Umbruchs, der Krisen und Katastrophen die Darstellungen einer heilen Welt gefragt sind – als Gegenbilder zur Wirklichkeit, als Bilder der Hoffnung und der Sehnsucht.

Zufällig bin ich auf eine Formulierung des Kupferstechers Merian gestossen, die in diesem Zusammenhang von Interesse ist. Merian, das sei in Klammern bemerkt, hat im 17. Jahrhundert europäische Dörfer und Städte in wunderbaren Darstellungen festgehalten. In der Vorrede zu seinen Abbildungen «der vornehmsten Städte und Örter im Oberen und Unteren Elsass» schreibt er: «Obwohl beispielsweise ein Ort von mir schöner dargestellt ist, als er durch die Kriegswirren in unserer Zeit geraten ist, schätzen es die Menschen doch im Allgemeinen, dass ihre frühere Gestalt (also vor der Zerstörung) vorgestellt wird. So können sie den Unterschied zwischen Krieg und Frieden sehen, und jedermann wird Gott bitten, dass er seine Zuchtrute in das Feuer werfen möge und uns den goldenen Frieden wieder in voller Gnade bescheren wolle.»

Merian schrieb diesen Text 1643, in einer Zeit, als der Dreissigjährige Krieg weite Teile Europas mit Zerstörung und Elend überzog. Der Kupferstecher hielt also damals bewusst eine heile Welt fest, um so die Hoffnung auf eine Verbesserung der Lage wachzuhalten.

Heute bringen wir es bekanntlich auch ohne Krieg fertig, die Landschaft, unsere Dörfer und Städte zu zerstören. Wer z.B. regelmässig von Bern nach St.Gallen fährt, kann dies von Mal zu Mal feststellen. Die Zersiedelung nimmt zu, Strassen fressen sich in die Landschaft, die Schweiz wird zu einer hässlichen Agglomeration. Mansers Idyllen erhalten in diesem Zusammenhang eine besondere und neue Bedeutung. Sie erinnern an ein Land, wie es einmal war und wie es noch sein könnte, wenn wir zu unserer Umwelt, zu unserem Land mehr Sorge tragen würden. Die heile Welt der Bilder ist daher gar nicht so harmlos, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Vielleicht ist sie sogar in einem guten Sinn subversiv. Wobei Albert Manser seine Arbeit gewiss nicht so programmatisch sieht wie etwa Merian. Aber vielleicht ist er – ohne dass er es selber weiss – nicht ein «ungekrönter König», sondern vielmehr ein heimlicher «Alpstein-Revolutzer», sozusagen ein «heimlifeisser» Appenzeller Bakunin.

Hier ist ein Wort zur persönlichen Situation von Albert fällig. Zunächst könnte man meinen, dass da in rund 40 Jahren ohne Unterlass ein Bild nach dem anderen entstanden ist. Manser selber erweckt diesen Eindruck. Er ist ein fleissiger Mensch, der unaufhörlich «weeche» muss. Aber in diesem Leben gibt es doch schmerzhaftere Unterbrechungen. Besonders krass war das Augenleiden, das ihn vor zwei Jahren heimgesucht hat, und das die weitere Arbeit gefährdete. Mit eiserner Disziplin musste er den Zugang zu seiner Bilderwelt wieder neu suchen. Es entstanden Bleistiftzeichnungen und über diese Zeichnungen fand er zurück zu den Farben. Das Pensum musste reduziert werden, auf drei Stunden täglich – «mengmol au e bezli meh». Die Produktion wurde selbstverständlich reduziert, doch die Konzentration hat sich positiv auf die Qualität ausgewirkt. Das dokumentieren die neuesten Bilder.

Ein Ende der Malerei wäre für Albert eine Katastrophe gewesen. Denn – er male halt «ase geen» und wahnsinnig «geen», wie er immer wieder sagt. Malen ist für ihn nicht einfach eine interessante Tätigkeit, zu der er durch einen glücklichen Zufall als junger Konditor beim Spörri in Teufen gekommen ist. Malen ist für ihn Leben und Leben ist Malen. Malend erzählt er sein Leben und holt seine Erinnerungen ins Bild. Wobei das jetzt sehr verkürzt gesagt ist. In Wirklichkeit wurde ein schwieriger Weg zurückgelegt – vom Bauernbub zum Konditorlehrling, vom Konditor zum Maler, der kontinuierlich seine eigenen Ausdrucksmöglichkeiten suchte. Dabei war gerade der Wechsel vom Konditor zum Maler nicht einfach. Albert hatte damals bereits Familie. Es war ein Wechsel von der gesicherten Stellung als Konditor in das unsichere freiberufliche Leben. Zum Glück haben Albert und Gertrud diesen Schritt gewagt. Und wie das Leben selber ist auch diese Malerei nie fertig. Wer sich in die Bilder vertieft, wird immer wieder Veränderungen entdecken, nicht radikale Brüche, aber allmähliche Übergänge zu Neuem.

Natürlich besteht auch das Leben von Albert nicht einfach aus Pinsel und Farbe. Da ist seine Familie, da sind seine Angehörigen, seine Bekannten, seine Fans, die Appenzellerinnen und Appenzeller. Viele tauchen in den Bildern auf, nicht

im Detail porträtiert, doch oft in allgemeinen Zügen erkennbar. Es ist ein besonderer Genuss, wenn Albert von einzelnen Gestalten erzählt, etwa vom «chliine Fochsli», vom «Bräätemooser», vom Sattler Fässler oder von seinem Onkel auf der Meglisalp, der seinem Handbub «Albet» immer wieder «ufgweemti Mage-roone» auftischte – offenbar eine entsetzliche Kindheits-Erfahrung. Die Bilder leben von solchen Geschichten. Man sieht Menschen, wie sie arbeiten, heuen, «bschötte», Kühe und Schweine zusammentreiben, wie sie «wädli uni» und «abi höselet», zusammenstehen, «schwätzed», vielleicht «chögeled» und «zükled», oder feierlich in der Fronleichnamprozession dahin schreiten oder die Hand in der «Landsgmeend» erheben. Diese Bilder sind nicht einfach Bauernmalerei nach Schema X. Es gibt dazu ein eindrückliches Bild und eine Fotografie: Das Bänklein vor seinem Elternhaus. Da sei er stundenlang gesessen und habe einfach auf Appenzell und ins Land geschaut, erzählt er. Ich kann mir das gut vorstellen. Albert, der sein Dorf, die Hügel und Berge in sich aufnimmt. Die Bilder kommen dann ganz von innen heraus. Sie sind akkurat gemalt. Es muss alles stimmen, die Form der «Heemedli», die Zahl der Fenster, die Farben. Und doch ist die Umwelt nicht einfach abgemalt. Sie ist verwandelt. Was nach Alberts Auffassung die Wirklichkeit ausmacht, soll im Bild sichtbar werden. Das geschieht beim Malen weitgehend unabhängig von den äusseren Umständen. So kann es vorkommen, dass im Winter leuchtende Sommerbilder entstehen, oder an einem heissen Sommertag ein schneebedeckter Hügel, oder das erste Regenbild in einer Hitzeperiode.

Dabei weiss ich nicht, ob Albert beim Malen leise vor sich hin «jödeled», oder «zäuerlet», oder «rugguusseled», oder irgendein «Tratzliedli» summt. Die Bilder haben jedenfalls Ähnlichkeiten zur Musik, genauer gesagt zur Appenzeller Musik. Sie haben diese eigenartige Melodienfolge – himmelhoch jauchzend und wieder zu Tode betrübt. Ein Thema, nämlich Appenzell, wird in Variationen durchgespielt. Es ist erstaunlich, dass dieses Spiel offenbar unerschöpflich ist. Die Situationen und Stimmungen, die dargestellt werden, sind ja immer wieder die gleichen. Man könnte eine Liste der Themen und Motive machen. Aber damit wäre nichts erreicht. Die Bilder haben ihre je eigene Melodie. Sie kommen aus dem Herzen und sprechen zum Herzen der Betrachtenden. «Man sieht nur mit dem Herzen gut», sagt der kleine Prinz im Märchen von Antoine de Saint-Exupéry. In diesem Sinne möchte ich Sie – liebe Fans von Albert Manser – einladen, diese Ausstellung mit offenem Herzen anzusehen.

Und Dir, lieber Albert, danke ich von Herzen für das, was Du geschaffen hast und auch weiterhin schaffen wirst, wie wir alle hoffen. Für Dich ist diese Ausstellung ein grosses Ereignis: eine Retrospektive – im «Museum Appenzell» – in Appenzell. Ich will hier nichts weiter über den Propheten im eigenen Land und über dessen Schicksal sagen.

Ein besonderer Dank gilt Dir, liebe Getrud. Du hast die Voraussetzungen geschaffen, dass dieses Werk überhaupt entstehen konnte und weiterhin entstehen kann.